

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 241.

Samstag, 14. Oktober.

1916.

Die Lierbachs-Mädelsn.

(18. Fortsetzung.)

Münchener Roman von Emma Haushofer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

Die eine Freude mußte sie doch wenigstens für sich beanspruchen dürfen: Für die Ihren etwas tun zu können. Was hatte sie denn sonst von diesem Reichtum, von diesem Überfluß, um den der arme, fiedle Mann so heiß gerungen? Sie selbst brauchte ja nichts als das schlichte Kleid der Pflegerin.

Unzählige Mal hatte sie in den Sommerwochen die Frage an Lüders gerichtet:

„Glauben Sie wirklich, daß ich es mir erkämpfen soll, heimreisen zu dürfen? Emil wird natürlich sehr ungehalten sein. Ist es nicht unrecht, wenn ich weggehe? Aber ich sehne mich doch so über alle Maßen, die Meinen wiederzusehen, dem Vater die Hand zu drücken, dabei zu sein, wenn Waldemar ankommt.“

Der kleine Maler versicherte ihr immer wieder:

„Sie dürfen nicht bloß hinreisen zu dem Geburtstag — Sie müssen! Ihr Vater hat doch auch ein Recht an Sie. Ich schwöre Ihnen, daß ich Sie ersehen werde, so gut ich irgend kann. Ich lese geduldig die Börserberichte vor. Ich lasse mich anbrummen. Ich spiele Sechszundsechzig und verliere mit Gleichmut alle Partien. Aber Sie sollen auch nicht in einer Geziagd hin- und verfahren. Gönnen Sie sich nur ein wirkliches Ausruhen.“

Grete war auch in diesen heißen Tagen so müde und schlaff, daß sie selbst fühlte, sie müsse andere Luft atmen, neue frohe Eindrücke haben, wenn ihre Nerven nicht ganz versagen sollten. So ließ sie sich denn auch von dem Brummen und Stöhnen, von allen harten Borwürfen ihres Mannes nicht zurückhalten und bestand auf der Reise.

Schon auf dem Bahnhof war es ihr zumute wie einer Gefangenen, die wieder den Hauch der Freiheit verspürt. Lüders hatte sie begleitet. In ihrer Vorfreude auf das Wiedersehen mit den Eltern, in der Erregung, die ihr nun, in ihrem einsinnigen Leben, eine Reise hervorrief, drückte sie ihm mit tiefer Mühe die Hand.

„Ach, Lüders! Was wäre aus mir geworden in dieser traurigen Zeit ohne Sie! Verzweifeln hätte ich müssen ohne Ihre Freundschaft! Alle, alle haben mich im Stich gelassen! Sie waren der Beste, der Treueste, der Selbstloseste! Ich werde Ihr Lob singen beim Vater, bei allen den Kollegen.“

Er lächelte beglückt; ein ganz verklärter Ausdruck war auf seinem ersten, blassen Gesicht mit den melancholischen Augen.

„Mehr verlange ich nicht. Wenn ich Ihnen wirklich etwas sein kann, Grete, das ist ja alles, was ich vom Leben begehre“, stammelte er in seiner Ergriffenheit.

Wie ernst und traurig sie geworden war, das fühlte Grete erst so recht, als sie plötzlich wieder in den lustigen Kreis der Maler versetzt war. Eine andere Welt!

Die Eltern wohnten in diesem Sommer in der „Feldwies“, einem stillen Dörfchen am Chiemsee, nahe

an den Bergen. Hier landete kein Dampfer, hier gab es keinen Bahnhof, keine Post. Nur Fischernachen, nur große heubeladene Kähne, die nach den Inseln fuhren, stießen vom Land, und einmal am Tage kam ein alter Briefträger von der nächsten Station und vermittelte den Verkehr. Sonntags blieb er aus; da bekam man keine Zeitungen, keine Nachricht. In einem kleinen Häuschen mitten in einem Obstgarten, mit Geranien auf der breiten Altane, wohnte Lierbach mit seiner Frau, mit Trudel und den Enkelkindern.

Grete hatte den Eltern ihren Besuch nicht vorher angekündigt; sie hatte bis zuletzt gefürchtet, daß doch wieder irgend etwas dazwischen käme.

Nun war sie ganz gerührt, wie tief es den Vater bewegte, als sie unermutet zu ihm auf den Studienplatz kam und sagte: „Grüß Gott, Papa!“

„Meine Gretel ist wieder da!“ rief er mit einem Aufleuchten der guten, lieben Augen. „Da ist der fide Siebziger doch auch für was nuz, weil er dich zu mit herbringt!“

Sie konnte seine Hand gar nicht wieder loslassen. Ob, der Heimatklang, der Olsarbengeruch, die ländliche Stille; wie ihr das alles zu Herzen ging!

Trudel sah frisch und blühend aus und hatte auch ihr altes Lachen noch, trotz der Trennung von ihrem Gatten. Die beiden lustigen, lebhaften Kinder ließen keinen Trübsinn aufkommen und sie war ja auch immer in dieser heiteren Atmosphäre geblieben. Wieder war man voll auf beschäftigt mit einem Fest, das für den Geburtstag vorbereitet wurde.

Das ganze Dorf half mit. Die Männer brachten Berge von Tannen aus dem Wald, die Frauen plünderten ihre bunten Gärten und die Kinder waren beim Girlandenwinden beschäftigt. Die Maler hatten die kleinen Büben abgerichtet, daß sie jedesmal, wenn einer von der „Bunst“ erschien, sich stramm stellten und die Worte saßen mußten: „Malen ist eine sehr schwierige, aber höchst notwendige Kunst!“ Dann bekamen sie ein Hünferl zur Belohnung. Das gab jedesmal, mitten in der eifrigen Arbeit, ein allgemeines Gelächter, wenn wieder einer die mühsam eingelernte Lektion herausprubelte, um sich das Geld zu verdienen, das sofort beim Krämer in greulichen „Zuderln“ angelegt wurde.

Grete hatte sich natürlich auch in der Scheune, wo man die Kränze und Girlanden band, an der Arbeit beteiligt; aber es ward ihr schwer, sich in den alten lustigen Ton zu finden. Kreuzer, der noch immer Unverheiratete, aber immer Liebesbedürftige, wollte ihr gleich wieder in seiner fetten Weise den Hof machen. Er sah immer noch wie ein blässer Junge aus, den man nicht ernst nehmen konnte. Doch sie war zu lange auf die Schwermut gestimmt gewesen, um diese übermühtigen Scherze, dieses Lachen lange zu ertragen. Unmerklich schlüpfte sie fort von der festlich gestimmten Gesellschaft und lief hinunter an das einsame Ufer, wo

man nur das Glucksen der Wellen hörte, nur zuweilen ein Dackentchen durch das Schilf flatterte, wo man die Sonne versinken und die letzte Farhenglut verzittern sah, die sie noch über die weite Fläche hinauberte. Diese traumhafte Stille! Diese Oflust, die ihr über die blassen Wangen hinstrich! Es war wie ein wehmütiges Erwachen zu der Daseinsfreude von einst, zu der Schönheitsfülle, die der Malerin das Herz bewegt hatte, wie ein seltsames Untertauchen in die Heimat.

Am Geburtstage verkündeten schon am Morgen Völlerchüsse den Beginn der Feier. Sogar in der Nacht hatte man gearbeitet. Vor dem Festhause stand als Flaggenbaum eine schlaffe, junge Tanne, die frisch aus dem Wald geholt und eingepflanzt worden war und an der nun die deutsche Fahne wehte, und eifrig wurde geschafft, um hier mit Girlanden und blau-weißen Bändern eine Art grünes Zelt herzustellen, unter dem die Festtafel gedeckt wurde.

Eine Schar Kinder mit Blumenkränzen auf den Blondköpfen, voran die Enkel, die kleine Grete und der kleine Walter, die ganz tapfer ihre Verslein vor dem Großpapa aufgesagt hatten, holten nun den Jubilar ab, um ihn zum Ufer zu geleiten.

Der Chiemesee schien zum Dank dafür, daß ihn die Maler so oft verherrlicht hatten, heute mit ihnen im Bunde; er lag glatt und still, so blau und klar wie nur an einem schönen Septembertag, in seiner allernädigsten Laune.

Und in Glanz und Sonne kam nun eine ganze Flotte heran.

Voran ein Wikingerschiff mit einem großen Drachen am Bugspriet, dahinter kleinere Rachen und Gondeln mit grünen Baldachinen, mit leuchtenden Büscheln von Malven und Georginen mit flatterndem Schilf, mit bunten Wimpeln und goldenen Wappen auf glühendem Rot.

Als wären Feenbände am Werk gewesen, die aus schlichten Schifferkähnen diese Pracht hervorgezaubert hatten. Der riesige Drache, alle die Blumenschiffe spiegelten sich in dem lichten Wasser; es war ein Geflimmer von Farben, ein Leuchten und Blühen auf der blauen Fläche; in einem wundervollen Schimmer zog das eigenartige Bild näher und näher; von den Rudern verflüchteten die silbernen Tropfen. Und nun klang vielstimmiger Gesang über das Wasser her, die Festhymne, mit der die Maler in dem großen Wikingerschiff ihren Meister begrüßten.

Nierbach hielt die Hände vor die Augen, als blendete ihn die Sonne. Er wollte nicht sehen lassen, daß es ihm feucht an den Wimpern hing, daß er ganz weich und gerührt war von der zauberhaften Schönheit. Das große Drachenschiff landete zuerst. Es brachte die Musiker, die sich am Ufer aufstellten und einen Marsch bliesen, während nun ein ganzer Zug sich entfaltete mit Fahnen und Wappen, mit Körben voll Blumen und hochgetragenen Festgeschenken.

Grete sah alle die wohlbekannten Gesichter wieder: Steinach mit dem roten Bart, der eine junge Frau am Arm führte, Gröbler, der did geworden war wie eine Angel, das Ehepaar Haubenschmid, Kreuzer, der als Medner im goldgestickten Gewand erschienen war, mit einem Blumenkranz im Haar. Es kamen auch noch viele Kollegen, die ihr fremd waren; das Ufer ward belebt von hellen Damenkleidern; es entfaltet sich ein buntes Treiben, wie es an dem einsamen Gestade wohl noch kaum gesehen worden war. Als Lechter stieg ein schlanker Mann aus dem Blumenschiff, der den Hut tief in die Stirn gezogen hatte und der sich hinter dem Malerwappen verbarg, das Gröbler gravitätisch vorantrug.

(Fortsetzung folgt.)

Wie eine Patrouille in den Vogesen arbeitet.

„Bei A war eine kleine Patrouille erfolgreich.“ Wie einfach klingt diese knappe und doch so nüchtern-sachliche Darstellung unserer Obersten Heeresleitung. Aber wieviel stilles Heldentum, wie viel Selbstbeherrschung und Mut hinter diesen kurzen Berichten, die manch Vermögenden schon etwas Alltäglichen geworden sind, sich eigentlich verbirgt, davon haben wohl wenig Leute eine Ahnung. Ja, daß es selbst viele Unternehmungen gibt, die ebensolche Anforderungen stellen wie große Gefechte, von denen aber nichts an die Öffentlichkeit kommt, das wird nicht bedacht. Beim Appell unseres Pionierzuges in einem kleinen Vogesendörfchen war es, wo man Freiwillige suchte, die eine Infanteriepatrouille unterstützen sollten. Eine französische Feldwache sollte überrumpelt, die Besatzung ausgehoben und deren Neb zerstört werden. Gerade das letztere war eine Spezialaufgabe für uns, und welcher Pionier wäre da nicht mit Leib und Seele dabei, wo es gilt, einen Spezialauftrag auszuführen! So traten auch gleich eine ganze Anzahl Leute neben mir hervor. Sogar ein Bierzjähriger, der auch „mal gern einen am Krampfadl packen möchte“, wie er treuherzig meinte, ist darunter. Betrübte tritt er jedoch wieder ab, als ihm bedeutet wurde, daß weit über die gewünschte Zahl junger und jüngster Leute sich gemeldet hätten, denen man in diesem Falle doch den Vorzug geben müßte. Es erweist sich wieder, daß der lange Stellungskrieg die Unternehmungslust nicht hat einschlafen lassen und die Gelegenheit, sich auszuzeichnen, von vielen bereitwilligst ergriffen wird. Doch die Lösung der gestellten Aufgabe ist nicht so leicht, wie sie scheint! 400 Meter freies — gegen den Feind zu anfallendes Gelände sind zu überschreiten und zwei tiefe Bänder Drahtverhau sind zu überwinden, um an das Objekt heranzukommen! Die Vorbereitungen sprechen schon vom Ernst der Sache. Die Achselklappen werden abgeschnitten, sämtliche Schriftstücke zurückgelassen, denn der Feind soll, falls ihm Tote oder Verwundete in die Hand fallen sollten — keinerlei Aufschlüsse über uns erhalten! Der Himmel hat alle seine Schloffen geöffnet, als wir uns gegen 10 Uhr nachts — an die 30 Mann — auf den Weg zu den vorderen Gräben machten. So sehr wir auf diesem Marsch den Unbilden der Bitterung fluchten, so günstig zeigte es sich später für das Gelingen der Unternehmung. Punkt 1 Uhr sollten wir den Graben verlassen! Nur wer schon selbst in vorderster Linie den Beginn eines Unternehmens abgewartet hat, weiß, was man da in langen Minuten durchlebt, weiß, wie man immer wieder die Handgranaten im Gurt zurechtückt und den Moment zum Vorstürmen, den Zeitpunkt der befreienden Auslösung der aufs höchste gespannten Nerven kaum mehr erwarten kann. Da! Eine verräterische Leuchtfugel zischt aus dem feindlichen Graben! Nur matt vermag sie das Gelände zu erblicken, so dicht peitscht der Sturm den Regen uns entgegen. Sollte der Gegner von unserem Vorhaben wissen? Doch da ertönt auch schon das langersehnte Lösungswort — und hinaus geht's. — Ein eigentümliches Gefühl beschleicht einen da, das Gelände, das man bis jetzt nur durch den engen Schlit eines Stahlschildes geschaut hat, unter seinen Füßen zu wissen. Vorwärts geht es, bergab — über den Granattrichter — immer vorwärts! Sturm und Hagelschlag überlöhnen das Geräusch unserer Schritte und schon sind wir an den feindlichen Hindernissen! Stolperdrähte — eine handbreit über dem Boden verframt — suchen uns zu Fall zu bringen. Doch darüber geht's ans eigentliche Verhau! Schnell und geräuschlos werden die ersten spanischen Reiter beiseite geschafft und die Drahtscheren verrichten ihre Arbeit. Klirrend fallen die zerschnittenen Drähte zu Boden — hindurch geht's durch die Rinde und dann! des Unwetters sind wir nun schon zwischen der französischen Stellung und ihrer vorgeschobenen Feldwache, ohne entdeckt oder gehört worden zu sein. Von der Planke soll sie gepackt werden! Nur noch zwei Meter Hindernis trennen uns vom Ziel und schon glauben wir das Spiel gewonnen zu haben — da kracht der Schuß eines Wachpostens und deutlich vernehmen wir Alarmlaute im Innern der kleinen Feste. Wir sind erkannt und weitere Vorsicht wäre Zeitverschwendung, drum drauf! Hinweg über den Rest des Hindernisses und die ersten Handgranaten bersten. Überall blüht und kracht es und bald hatten wir Rücken entdeckt, durch die ein paar wohlgezielte Handgranaten ins Innere des Hauses flogen, um dort doppelt fürchterlich zu wirken. Schon wird es aber auch in der französischen Stellung lebendig. Erst ein-



Der Krieg verläuft unaufhörlich durch den Donnerston seiner Geschütze, daß der einzelne und sein Leben verschwindend wenig sei gegen das Leben seines Volkes, und daß jeder einzelne sein Leben und seine Habe hinzugeben habe für sein Volk. G. Freitag.

gelne Postenschüsse, — dann folgt aber rasch ein tüchtiges Schnellfeuer in unsere Flanke. Doch ein genaues Zielen ist unmöglich und so geht der größte Teil der Geschosse mit unheimlichen Pfeifen über uns weg. Die Feldwache wehrte sich verzweifelt mit Gewehr und Handgranaten, doch immer lichter werden ihre Reihen. Heulend ziehen die Granaten unserer bereitgehaltenen Artillerie über uns weg, um in der französischen Stellung krachend zu krepieren, Granate um Granate, — als wollte eine der anderen zuvorkommen — stürzt in den gegnerischen Graben und bedt dessen Besatzung zu. Noch ist aber unsere Hauptarbeit nicht verrichtet! Die vorbereitete Sprengladung ruht noch geborgen in einem Granattrichter. Doch da beginnt schon die eigene Artillerie ihr Feuer auf die Feldwache zu lenken: das verabredete Zeichen für unser Zurückziehen! Jetzt ist rasches Handeln nötig! Es gelingt, die Sprengladung zu zünden und geschickt anzubringen. Nun heißt es aber uns Leben zu laufen! Eine Wasse im Drahtverhau benützend, renne ich zurück und sehe zu spät, daß ich in eine Sackgasse geraten bin. Ein Zurück ist unmöglich! In wilder Hast arbeite ich mich durch das Drahtgewirr und bald hängen die Fäden von der Kleidung. Ein betäubender Knall läßt mich umschauen! — Eine mächtige Feuerpfeile steigt aus der Feldwache empor und wirft im weiten Umkreis einen glühenden Sprühregen! — Gottlob! — Der Auftrag ist geglückt: Die Ladung hat ihre Schuldigkeit getan. — Geländebefallen benützend, alte Hindernisse und verlassene Gräben umgehend, haste ich weiter —, fast atemlos bin ich gerannt, da — eine Leuchtugel will uns noch verraten —, doch schon liege ich im hohen Gras! Während ich mich verschnauze, sehe ich mich einem wildfremden Gelände gegenüber. Zu allem Überflus fängt nun ein französisches Maschinengewehr an zu tacken und streut die Gegend ab. Da ziehe ich vor, liegen zu bleiben und erst als sich der Gegner beruhigte und nur ab und zu ein Schuß die Ruhe bricht, sehe ich meinen Rückweg fort. Ein neuer Drahtverhau hemmt den Weg! Doch wieder geht es unter Einbuße einiger Kleider- und Hautstücken weiter, bis ich plötzlich den Schießgarten eines Schützengrabens gegenüber liege. In der Dunkelheit verlor ich die Richtung. Und so hänge ich in peinlicher Unge- wissheit: Ist's ein eigener, ist's ein gegnerischer Graben? Ich warte und lausche. Da hör ich zwei Stimmen sprechen: Deutsche Raute! — Gerettet! — Ein Sprung über die Brustwehr und ich stehe vor den erstaunten Posten und erfahre, daß alles wieder glücklich zurück ist. (Zens. Wln.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Eine neue Blindenlesemaschine. Alle Erfindungen und Systeme, die den Blinden das „Lesen“ ermöglichen sollen, müssen als Ersatz des Auges den Tastsinn oder das Gehör in Anspruch nehmen. Darum ging der Gedanke der ersten Blindenschrift von dem einfachen Prinzip aus, die Buchstaben erhaben darzustellen, so daß sie von den Blinden abgetastet werden können. Dieses Abtasten wurde dadurch erleichtert, daß man statt der Reliefbuchstaben ein aus einzelnen erhabenen Punkten bestehendes Schriftsystem anwandte. Hierauf beruht auch die seit 1879 in allen Kulturstaaten eingeführte Braillesche Punktschrift für Blinde, bei welcher alle Schriftzeichen durch Gruppen erhabener Punkte dargestellt sind. Neuerdings aber ist man wieder bemüht, dem Blinden die gewöhnliche Druckschrift zugänglich zu machen, d. h. ihm das Lesen aller Bücher und Zeitungen ohne Ausnahme zu ermöglichen, zu welchem Zweck das Gehör zur sinnlichen Vermittlung herangezogen wurde. Dieser Ersatz des Auges durch das Ohr soll mittels Übertragung der Schrift durch die sogenannte Selenzelle verwirklicht werden. Das Selen, ein chemisch einfacher Körper, ein Element, wird hauptsächlich bei der Schwefelsäurefabrikation als Nebenprodukt gewonnen und ist im Handel in Form roten Pulvers oder schwarzer Stangen bekannt. Die Selenzelle wird hergestellt, indem man ein Porzellantäfelchen auf der einen Seite mit einer dünnen schwarzen Selenbeschicht überzieht. Bildet man aus einer Stromquelle, einem Telephon und einer Selenzelle einen Stromkreis und belichtet die Selenzelle mit Licht von wechselnder Stärke, so rufen alle Änderungen der Lichtstärke entsprechende Stromschwankungen hervor, so daß das Telephon erkönt. Da die Selenzelle gestattet, rasch wechselnde Lichteindrücke in entsprechende Stromänderungen umzusetzen, vermag sie folglich die Eindrücke von Dingen in gleicher Weise zu unterscheiden wie unser Auge. Daher kann eine Vorrichtung, die mittels solcher außerordentlich lichtempfindlicher Zellen wechselnde Lichteindrücke anzugeben vermag, als sehende Maschine bezeichnet werden. Hierauf

beruht zum großen Teil die neue Blindenlesemaschine von Fingenhagen und Ries, über die der eine der beiden Erfinder, Dr. Christian Ries, im Prometheus außerordentlich interessante Erklärungen veröffentlicht. Das Grundsystem dieser Blindenlesemaschine besteht kurz gesagt darin, daß die Buchstaben in Bildpunkte zerlegt, die Bildpunkte mittels Selenzellen in Stromhöhe umgesetzt und durch Tast- oder Reizvorrichtungen betätigt werden, die durch entsprechende Reizungen der Finger den Blinden die Buchstaben zum Bewußtsein bringen. Die Maschine besteht aus drei Hauptteilen: aus der optischen und Selenzellen-Anordnung, dem Lesetisch und der elektrischen Apparatur. Von einem ganz schmalen Streifen der Selenfläche wird durch ein Linsensystem ein vergrößertes Bild entworfen und auf ein System von acht nebeneinander liegenden Selenzellen projiziert. So lange der Lichtstreifen nur die weiße unbedruckte Papierfläche trifft, ist das Selenzellensystem beleuchtet. Wenn aber ein Buchstabe durch den Lichtstreifen geht, so wird das Zellenfeld durch die Schattenbilder der Buchstabenpunkte verdunkelt, in die der Buchstabe sich bei der Projektion zerlegen läßt. Denkt man sich z. B. jede Druckzeile durch parallele Linien in acht Teile zerlegt, die dem achteiligen Selenzellensystem entsprechen, so wirkt das Erscheinen des T-querstrichs nur auf die erste Zelle, dann fast gleichzeitig auf die obersten sechs Zellen, wobei der Querstrich des lateinischen T die erste Zelle bedeckt, der Längsstrich von oben nach unten sechs Zellen, so daß nur die untersten Zellen, nämlich die siebente und die achte, von dem Lichtbild nicht betroffen werden. Auf diese Weise wirkt jeder Buchstabe so auf die Zellen, daß die Art und Reihenfolge ihrer Verdunkelung das genaue Buchstabenbild wiedergibt. Die Selenzellen sind auf elektrischem Wege mit einer Reiz- oder Tastvorrichtung in Verbindung, welche aus acht Vertiefungen besteht, in die der Blinde je einen Finger der beiden Hände legt. Aufgabe der Reizvorrichtung ist es, in dem Blinden beim Vorübergehen der Buchstaben vor dem Linsensystem die Vorstellung zu erwecken, als ginge ihm die Druckschrift in Form einer großen Punktschrift unter den Fingern hindurch. Darum ist in jeder der acht Vertiefungen eine Taste angebracht, die bei Verdunkelung der zugehörigen Selenzelle in rasche Vibrationen gerät oder auch durch ungleiche Erdärmung oder durch eine leichte Elektrifizierung der Finger auf das Tastgefühl des Blinden wirkt. Der Lesetisch besteht aus einer Grundplatte, welche die Verschiebung des Lesetisches von Zeile zu Zeile ermöglicht, und einer damit verbundenen Schienenanordnung, deren Vins- und Rechtsbewegung automatisch erfolgt, so oft die Grundplatte von Zeile zu Zeile verschoben wird. Sehr vorteilhaft ist, daß die Blindenlesemaschine keineswegs eine elektrische Leitung voraussetzt, die Beleuchtung kann auch durch Acetylenlicht geschehen, die Tastvorrichtung erfordert nur ein bis zwei gewöhnliche Elemente, und für den Betrieb der Hauptleitung genügt eine geeignete Taschenlampenbatterie.

Gerny und Willroth im deutsch-französischen Kriege. Der berühmte Chirurg Professor Vincenz Gerny, dessen Tod dieser Tage aus Heidelberg gemeldet wurde, hat sich als Assistent Theodor Willroths im deutsch-französischen Kriege 1870 bis 1871 betätigt. Aus den Briefen seines ehemaligen Lehrers ergibt sich ein anschauliches Bild von dem Zusammenwirken der beiden großen Ärzte in den Lazaretten von Weissenburg, wohin sie sich unmittelbar nach der nach diesem Städtchen benannten Schlacht von Wien aus über Stuttgart und Heidelberg begeben hatten. Wie Willroth seiner Gattin schrieb, fanden sie dort 300 Schwerverwundete, mit denen die vier ortsansässigen Ärzte wenig anfangen konnten. Willroth und sein damals 28 Jahre zählender Assistent entfalteten sofort eine absolut selbständige, außerordentlich glückliche und segensreiche, aber äußerst anstrengende Tätigkeit, die sie von 7 Uhr morgens bis 1/9 Uhr abends ununterbrochen beschäftigte. Gerny, an dessen Lichthäufigkeit und Ausdauer sein Vorgesetzter eine außerordentliche Freude hatte, erhielt sofort 100 Schwerverwundete zur selbständigen Führung überwiesen, später wurde ihm ein Lazarett mit 60 Kranken überlassen. Die Instruktion und Legitimation, welche Willroth seinem Assistenten von Mannheim aus übersandte, wohin er von Weissenburg aus einen Zug Verwundeter zu überführen hatte, trägt noch einen anderen berühmten Namen. Sie bestimmt nämlich unter anderem, daß die Deutschen in dem Lazarett an der Seilerbahn untergebracht werden sollten, welches Prof. Bergmann, der damals noch in Dorpat, später in Würzburg und Berlin wirkende große Chirurg leitete. Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Willroth und Gerny fanden erst mit des ersteren Tode ihren Abschluß. Willroth war außerordentlich stolz auf seinen ehemaligen Schüler, den ersten, den er in Wien ausgebildet hatte, und empfand besondere Gemütsruhe darüber, daß er als Deutsch-Böhme nach Freiburg und Heidelberg berufen wurde. Seinen Leistungen als Forscher wie als Lehrer und Praktiker hat er stets die verdiente Anerkennung in vollem Maße gezollt.

Die Verrohung des englischen Theaters. Die beste Charakteristik der immer unkünstlerischer gewordenen Londoner Theaterverhältnisse bieten die folgenden Zeilen, die ein als Fremdenführer der überseesoldaten tätiger Londoner an die „Times“ sendet: „Während der Monate August und September“, heißt es in dem Schreiben, „diente ich in der Vereinigung zur Hilfe für unsere Kolonialsoldaten, und meine Tätigkeit bestand hauptsächlich darin, täglich den auf Urlaub in England befindlichen australischen, kanadischen, afrikanischen und anderen überseesoldaten des englischen Reiches die Sehenswürdigkeiten von London zu zeigen. Während des Tages konnte ich auch das Interesse der Reute für die historischen Gebäude und öffentlichen Anlagen der Hauptstadt aufrechterhalten, doch dann wurde ich immer wieder gebeten, ihnen zu sagen, wo sie des Abends die besten musikalischen und dramatischen Kunstgenüsse sich verschaffen könnten. Da aber zeigte es sich, daß es sehr schwer geworden ist, in London wirkliche Kunst auf diesem Gebiete zu entdecken. Es stellte sich heraus, daß London während des August und September fast ausschließlich „Revue“ bot, deren Tendenz und Geschmacklosigkeit die Moral unserer Soldaten nur schädigen können. Und alle überseesoldaten, mit denen ich unsere Theater besuchte, äußerten sich hierüber in der abfälligen Weise. Sie fanden nur Clownsstücke, wo sie gute Musik zu hören und die Aufführung guter Dramen zu sehen gehofft hatten. Ihre Enttäuschung äußerte sich jedesmal aufs neue in lautester Weise, und sie fanden, daß das Londoner Theaterleben wohl eines Jahrmarktes, aber nicht der Hauptstadt des britischen Reiches würdig sei. Auch jetzt im Winter, da der Spielplan sich wenigstens insofern gebessert hat, als man neben den lächerlichen Revue auch einige Schauspiele sieht, tadeln unsere Kolonialsoldaten, die geglaubt hatten, sich an Londoner Kunst erfreuen zu können, die Tatsache, daß es fast unmöglich ist, in ganz London überhaupt ein ernstes klassisches Stück in halbwegs künstlerischer Wiedergabe zu sehen. Die wenigen Theater, die jetzt etwas Künstlerisches leisten, sind so kostspielig und so ausschließlich auf das reiche Publikum zugeschnitten, daß es den Soldaten unmöglich ist, sie zu besuchen. Wenn schon das künstlerische Bedürfnis der Londoner hier nicht nach Abhilfe schreit, so wäre doch zu bedenken, daß es Rücksicht der Reichshauptstadt ist, den aus der Fremde kommenden Soldaten etwas Besseres als zirkusartige Schwänke und leichtfertige Kouplets zu bieten!“

Frankreich plant ein Denkmal für Kriegshunde. In Befolgung ihres Systems, schon jetzt auf künftige, erst noch zu erringende Vorbeeren Vorschuß zu nehmen, sind die Franzosen eifrig damit beschäftigt, die Pläne für Triumphbogen, Siegeseinzüge und Denkmäler auszuarbeiten. Besonders die Denkmalswut ist in letzter Zeit geradezu krankhaft gestiegen, und wenn man wirklich alle bisher vorgeschlagenen Denkmäler zur Ausführung bringen wollte, würde der gesamte französische Boden in eine Steinwüste verwandelt werden müssen. Den merkwürdigsten aller Kriegsdenkmalpläne aber finden wir im „Intransigent“, wo ein Herr Hachet-Souplett allen Ernstes nach dem Kriege die Errichtung eines großen nationalen Denkmals zur Erinnerung der Kriegshunde vorschlägt. Tatsächlich hat sich bereits im Handumdrehen ein Komitee gebildet, das diesen seltsamen Plan verwirklichen will. Nur „L'Œuvre“ wagt einen Protest: „Nach dem Kriege“, so schreibt das Blatt, „wird es bei uns zweifellos geradezu eine Epidemie von Denkmälern geben. Leider zeigt bereits heute die Einsicht in die vorliegenden Pläne, daß Kunst und Geschmack hierbei nicht besonders günstig abschneiden werden. Aber der Respekt vor unseren Helden sollte uns die Wahnsinnstat verbieten, die Kriegshunde in gleicher Weise zu ehren. Schon heute werden den Hunden Kreuze und Medaillen verliehen. Das ist gerade genug, und jeder Soldat wird sich gegen weitere Geschmacklosigkeiten wehren.“ Anscheinend wird aber von den so sehr nach Siegesfeiern und Denkmälern dürstenden Zivilisten keine Rücksicht auf die Gefühle der Soldaten genommen, da das Hundedenkmalskomitee bereits im Begriffe ist, sich mit der Regierung ins Einvernehmen zu setzen.

Petersburgs kistbare Linden. Aus wird geschrieben: Ein russischer Großfürst, der in Deutschland die Straßenbepflanzung mit schattigen Bäumen bewundert hatte, schlug vor, den Newski Prospekt, die stöcklichste Geschäftsstraße in Petersburg, nach deutschem Muster mit Bäumen zu bepflanzen. Einem eifrigen Gärtnerner wurde der Auftrag erteilt, die jungen Bäume zu liefern. Er lieferte 600 Lindenstämme

für 40 Kopelen das Stück an einen Großgärtner, denn ohne Zwischenhandel sind derartige Geschäfte in Rußland unmöglich. Dieser Großgärtner gab die Bäume an einen Petersburger städtischen Beamten für 1 Rubel das Stück weiter. (70 Bäumchen waren auf dem Transport inzwischen verrotten.) Noch in derselben Stunde verkaufte der Mann die 600 (!) Bäume an eine Polizeiperson für 3 Rubel den Baum, die sie an einen Hofbeamten des Jaren für 5 Rubel weiter gab. Der Hofbeamte stellte „alle 600“ Bäumchen der russischen Regierung mit 8 Rubel das Stück in Berechnung. Als die Baumsendung in Petersburg ankam, waren 100 davon gestohlen, 90 verrotten, 20 gebrochen, so daß etwa nur 400 erpflanzungsfähig waren. Die Hälfte ging bald ein, so daß die kümmerliche Anpflanzung durch den gewissenlosen Kettenhandel also 4800 Rubel gekostet hatte, d. h. ein Bäumchen, das für 40 Kopelen erstanden war, auf 12 Rubel kam.

Nede, damit ich dich sehe. In eine schlagfertige Entgegnung auf britische Annäherung, deren Richtigkeit sich gegenwärtig aufs neue bestätigt, erinnert das neueste Heft der bekannten Familienzeitschrift „Das Buch für Alle“ (Union, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin, Wien): Thomas Mouton, ein englischer, als höchst verschlagen bekannter Diplomat, hörte den Rat Kaiser Ferdinands I. Johann Rang, vor der Tafel heftig Deutsch reden. Mouton verstand diese Sprache nicht und sagte englisch zu Rang: „Ihr Deutscher redet nicht, ihr brüllt und donnert. Ich glaube, Gott hat zu Adam und Eva, als er ihr Urteil im Paradies verkündete, in dieser groben Sprache geredet.“ „Das weiß ich nicht“, erwiderte der kaiserliche Rat, „aber wenn ich euch ansehe und bedenke, wozu ihr andere schon überredet habt, dünkt es mich, daß die Schlange im Paradies und der Teufel Englisch gesprochen haben.“

Des Rätsels Lösung.

„Du, Griech! hier im blut'gen Westen,
Und du so heiter und vergnügt!
Na, alter Freund, wirst mir's erzählen,
Worin des Rätsels Lösung liegt? —
Kenn dich doch seit den letzten Jahren
Als Freude fliehende Natur,
Gedrückt und ängstlich, ganz zerfahren — — —
Und jetzt: von all dem keine Spur! —?“
„O Friedel, alter Junggeselle!
Wie ich das Schicksal jubelnd pries,
Das gnädig den Tantalusqualen
Im eignen Heime mich entriß!
Denkst du noch der Studentenjahre,
Der goldenen Zeit beim Becherklang? —
Wie sprudelte aus unsren Herzen
Der Freiheits- und der Minnefang!
Ja Minne! — Mancher ward betrogen,
Der sie besang und — kannt sie nicht!
Dag er erst fest in ihren Fesseln —
Zeigt grausam sie ihr wahr Gesicht. —
Geringinnig liebte ich ein Mädchen;
Wie schüchtern ging's zum Traualtar! —
Raum warm im Heim — ein wahrer Drachen,
Zeigt wütend seine Krallen dar.
Mein Herz ward kalt gen alle Freuden,
Bitt Höllengual im öden Heim;
Gedrückt sehn mich die Freunde schleichen —
Doch keiner ahnt der Schwermut Reim.
Da kam der Krieg! Sah Männertränen —
Begriff nicht ihrer Seele Schmerz!
Wohl wurden feucht auch meine Augen —
Gal Freiheit winkte meinem Herz,
Der stille Gatte ward ein Krieger,
Der grimmigste im Männerstreit!
Hier drauß' war schnell mein Weß vergessen
Im Rahmen echter Fröhlichkeit. —
Nun kennst du dieses Rätsels Lösung;
Möcht ernst sie prüfen manche Frau!
Ein trautes Heim, drinn Liebe wohnt! —
Kein schön'rer Dank — wenn Grau wird Blau! —“

Georg Sad.

Der Verfasser ist bekanntlich ein Wiesbadener Kind und ein Weiberfeind. Wir brachten kürzlich schon eine Probe seiner „Dichtkunst“ und seiner Weiberfeindschaft!